

Aberglaube, Magie und Religion in der Jagd

Die Wurzeln von Aberglaube, Magie und Religion in der Jagd reichen meist bis in die fernste Vorzeit des Menschen zurück. Nicht immer läßt sich jagdliches Brauchtum, wie es heute noch gehandhabt wird, allerdings auch auf Anhieb in seinen Ursprüngen erkennen und erklären, weil sich die lebenden Bräuche ständig verändern, neuen Verhältnissen anpassen und sich dabei so grundlegend wandeln, daß man aus ihrer neuzeitlichen Form kaum oder nur sehr schwer auf die Ursache ihres Entstehens schließen kann.

Eine Blütezeit des allgemeinen und natürlich des Jagdaberglaubens im Speziellen stellt das Mittelalter dar – also etwa die Zeit zwischen 500 bis 1500 nach Christus.¹ Damals glaubte man wirklich an alles: an jede Legende, jedes Gerücht, man glaubte an Wahres und Falsches, Weises und Wahnsinniges und an Heilige und Hexen genauso, wie an Gott und Teufel. Aus diesem Zeitalter und resultierend aus seiner von einem Ungeist angekränkelten Feudalzeit stammen die meisten Belegstellen mitteleuropäischen Jagdaberglaubens.

Das Tier wurde im Mittelalter nicht nur nach seiner Nützlichkeit für den Menschen, sondern auch nach seinem „bösen Geist“ beurteilt, der, nach damaliger Ansicht, den noch bedrohlich nah empfundenen heidnischen Mächten verbunden, darauf bedacht war, dem Menschen zu schaden.² Gemäß dieser Einstellung dem Tier gegenüber schrieb *Konrad von Megenberg* – er lebte von 1309 bis 1347 – in seinem Buch der Natur, der ersten Naturgeschichte in deutscher Sprache, über den Hirsch folgendes: „Haben die Hirsche ihr Geweih abgeworfen und wächst das neue Geweih wieder hervor, so stellen sie sich in die Sonne, wie *Aristoteles* und *Plinius* angeben, damit die Hörner trocknen, wachsen und durch die Sonnenwärme kräftig werden. Dann fegen sie das Geweih an den Bäumen und versuchen es. Ist es kräftig, so gehen sie mit dem Gefühl der Sicherheit davon, denn sie haben nun eine Waffe, mit der sie sich wehren können. Vorher konnten sie das der Wölfe wegen nicht wagen, sondern mußten sich verbergen und des Nachts ihre Nahrung suchen. Sie werfen ihr Geweih ins Wasser ab, damit es den Menschen nicht von Nutzen wird. Sie wissen nämlich sehr wohl, daß es den Menschen zu großem Nutzen ist. Besonders das rechte Gehörn ist gegen Schlangenbiß gut. Die Nattern fliehen vor dem Geruch

des verbrannten Hirschhorns, gleich, ob es das linke oder das rechte Horn ist.“³

Hier wird auch der „linken“ oder der „rechten“ Seite Bedeutung zugemessen, und tatsächlich finden wir beide Begriffe auch im heutigen jagdlichen Brauchtum wieder. Schon zum Kind sagt die Mutter: „Gib das „schöne“ Hander!“ Gemeint war damit die „rechte“ Hand. Schon von alters her war die rechte Hand die „schöne“.⁴

Normalerweise - Ausnahmen sind die Linkshänder – ist die rechte Hand die Arbeitshand, und somit die im Leben wertvollere.

Mit der rechten Hand führte man auch das Schwert – also die Waffe –, und man reicht sie auch zum Handschlag. Bei Besitzübertragungen galt in früheren Zeiten das Auflegen der rechten Hand als Rechtssymbol, und die rechte Hand war auch die Schwurhand. Als sogenannte „Herzhand“ wehrt die Linke nach altem Volksglauben Unheil ab. Demnach müssen auch bestimmte Heilkräuter mit der Linken gebrochen und gesammelt werden. Natürlich fanden die Begriffe „links“ und „rechts“ auch Eingang in das jagdliche Brauchtum.

So wird Wild immer auf die rechte Körperseite zur Strecke gelegt. Es kehrt damit seine „schöne“ Seite der Erde zu, aus der es hervorging. Auch die Reihenfolge des zur Strecke gelegten Wildes beginnt am rechten Flügel mit den stärksten, also den „schönsten“ Stücken.

Das Jagdhorn, mit dem begrüßt und gerufen wird, wird immer rechts getragen, und auch das „Weidmannsheil“, das Gruß und Wunsch zugleich ist, wird immer mit der rechten Hand ausgedrückt.

Die Waffe wiederum wird vom Jäger „links“ getragen, denn sie soll ja vor Unheil, wie etwa dem Besprechen geschützt werden.

Alter Herkunft ist auch der Brauch, „Weidmannsheil“ mit dem Becher in der linken Hand darzubringen. Ein Bild von Jacques du Fouilloux aus dem Jahre 1561, auf dem ein Jagdessen dargestellt ist, zeigt bereits, daß der Kellermeister den gefüllten Pokal dem zu ehrenden Jagdgast mit der linken Hand überreicht, den der Gast ebenfalls mit der Linken entgegennimmt.

Es kann auch hier angenommen werden, daß mit der „unheilabwehrenden“ Linken dem Gast der Trunk gereicht wird, damit ihm dieser wohl bekomme. Ein weiteres Bild von Jacques du Fouilloux aus seinem französischen Jagdwerk „La Venerie“, das in der österreichischen Nationalbibliothek in Wien aufliegt, zeigt eine Jagdszene und die Überreichung des Ehrenlaufes an den Jagdgast. Der als Trophäe geltende rechte Vorderlauf des parforce gefällten Hirsches wurde vom Jagdherren mit der Linken überreicht und ebenfalls mit der Linken vom Jagdgast übernommen.

Eine besondere Rolle in der jagdlichen Magie spielen auch die Zähne des erlegten Wildes.⁵ So schrieb von Schulenburg im Jahre 1882 in seinem

Buch „Der Hirsch im deutschen Volksglauben“: Man trägt Hirschhaken – gemeint sind Eckzähne im Oberkiefer des Rotwildes, die sogenannten „Grandln“ – als Amulette, um sich vor Schlangenbissen und anderen Übeln zu schützen“. Schon von alters her wird die Schlange von ihrer Erscheinungsform des sich am Boden hinwindenden Tieres als etwas Böses, Bedrohliches und Unheimliches empfunden. Und der Hirsch galt seit jeher als ein Triumphator über Schlangen. Aus diesem Aberglauben heraus scheint es auch verständlich, daß man sich die „Grandln“ ansteckte, um in einer übertragenen Magie die Wundereigenschaften des Hirsches zu erwerben.

Auch hoffte der Jäger, eine das Gewürm abschreckende und überwindende Kraft dadurch auf sich zu übertragen, indem er Hirschwildbret aß oder sich in eine Hirschdecke einwickelte. Als Relikt aus jener Zeit ist uns bis heute das Tragen von hirschledernem Gewand erhalten geblieben.

Ein großer Teil unseres gegenwärtigen Jägerbrauchtums führt auf älteste, kultische Handlungen zurück, die, meist nach einer Reihe von Wandlungen, mit christlichem Gedankengut vermischt wurden. Der Hirsch spielt dabei eine dominierende Rolle.

Bereits in der indogermanischen Mythologie ist ein Hirsch bekannt, dem die Sonne und ein in seiner Bedeutung bisher noch nicht erkanntes weibliches Wesen beigeordnet sind.

In altnordischen Felsbildern findet man einen Hirsch, dessen Geweih in den Himmel – also der Sonne entgegen – wächst. Bei den Germanen ist der Sonnenlauf mit seinem rhythmischen Steigen und Fallen altes Kulturgut.

Ebenso hat das Abwerfen des Geweihes beim Hirsch sowie das rasche Wiederwachsen etwas Geheimnisvolles und immer Wiederkehrendes in sich. Bedenkt man weiter, daß der Aufbau des Hirschgeweihes zur Sommer-sonnenwende meist seiner Vollendung entgegengeht, so kann man un-schwer den auf den Sonnenkult unserer Vorfahren abgestimmten Zusammen-hang zwischen Hirsch und Sonne erkennen.

Dazu kommt, daß der Hirsch schon in frühester Zeit bevorzugtes Opfertier gewesen ist. Schon in dem zwischen 2. und 4. Jahrhundert nach Christus entstandenen „Physiologus bestiarius“ gelten Hirsch, Sonne und Weib als Dreieinigkeit, wobei der Hirsch als Symbol Christi gilt. Da der Hirsch nach altem Glauben die Schlangen aus den Höhlen lockt und sie vernichtet, gleich wie Christus das Böse, dessen Sinnbild die Schlange ist, austilgt, stehen Schlange und Hirsch in einem gewissen Verhältnis zueinander.

Der Hirsch ist dadurch zum Attribut vieler Heiliger geworden. So vor allem als Bekehrender in der *Hubertus*legende. Der Legende nach war *St. Hubertus* vorerst ein rücksichtsloser Jäger, der trotz Abmahnung auch an geheiligten Tagen der Jagdlust frönte. Als er an einem Karfreitag wieder auf Jagd

aus war, erschien ihm ein weißer Hirsch mit leuchtendem Kruzifix zwischen den Geweihstangen. Durch diese Erscheinung wurde *Hubertus* bekehrt. Er wurde 709 Bischof von Maastricht. Eine nahezu gleiche Legende liegt der Verehrung des Heiligen *Eustachius* zugrunde.

Die Erscheinung des licht- und kreuztragenden heiligen Hirsches in der *Eustachius*- und *Hubertus*legende spricht, ebenso wie seine Darstellung als Zugtier des Sonnenwagens in der germanischen Mythologie, für seine enge Beziehung zum Lichtmythos.

Oftmals wird der Hirsch auch mit einer Pflanze – meist einem Dreisproß – im Geäse dargestellt. Dieses Motiv geht auf den „*Physiologus bestiarius*“ zurück, wo geschildert wird, daß der Hirsch das Wissen um heilkräftige und verjüngende Pflanzen besitzt und er sich ihrer bedient, wenn er verwundet ist oder das Alter nahen fühlt. Durch die Deutung der Mystikerin *Hildegard von Bingen*, die im 12. Jh. gelebt hat, wird diese Vorstellung noch phantasiereicher dargestellt. Sie schreibt, daß der Hirsch erst eine Schlange verschlingen muß, sie durch reichliches Trinken aus einer bestimmten Quelle in sich ertränkt und erst dann mehrere Kräuter frißt, die ihm seine jugendliche Kraft wiederbringen. So wird der Sieg des Hirsches über die Schlange zum Sieg des Glaubens über den Sündentod.

Brüche, sogenannte „Dreisprosse“, finden wir auch im heutigen Jägerbrauch.⁶ Der Jäger trägt den Standes- und den Beutebruch auf seinem Hut. Der Bruch ist ganz bewußt in das Jagdzeremoniell aufgenommen worden. Spielt der belaubte Zweig doch schon im Volksglauben der Germanen, aber auch anderer Völker, als unheilabwehrendes Mittel eine große Rolle. Man denke nur an die „Maien“, die zu Pfingsten oder zu Fronleichnam in die Fenster gesteckt oder an den Haustüren angebracht werden, um drohende Gefahr abzuwenden. Geweihte Palmzweige werden aber auch als Talisman gegen Unglück auf die Felder, in Ställe, Scheunen und Vorratskammern gegeben.

Da das gebrochene Reis auch ein uraltes Rechtssymbol darstellt und ja auch der Jäger nach der Erlegung vom Tier Besitz ergreift, kommt dem Bruch natürlich auch jagdliche Bedeutung zu. Das Erlegen eines Stück Wildes hing von jeher eng mit „Weidmannsglück“ zusammen und so war der Jäger schon immer bemüht, dem jagdlichen Glück ein wenig nachzuhelfen. Es entstand daraus jene Magie, die man mit dem Begriff „Freischützenkünste“ ausdrückte, die bis in das 19. Jahrhundert hinein lebendig war und die erst an ihrer „Inzucht“ zugrunde ging.⁷ Die Lebensgeschichten der Freischützen berichten immer von Schuld und Sühne, und gerade das Freischützentum liefert Beispiele für alle Formen des Aberglaubens. In ihm kann man ersehen, wieviel Fremdgut allmählich in den deutschen Aberglauben eingedrungen war, wie etwa aus dem Heidentum, aus dem Osten,

aus den Mittelmeerländern und manch Okkultes auch aus Arabien während der Kreuzzüge.

Die Hauptsorge der Freischützen war, das Wild, das in seinem Revier stand, oder das er aus dem Nachbarrevier herübergelockt hatte, auch zu behalten. Dazu mußte er vor allem die Fährten des Wildes „behandeln“. Fleming, ein bekannter Jagdschriftsteller, erzählt, daß er einen Schützen gekannt hat, der einen eisernen Nagel aus einem Sarg nahm und in die frische Wildfährte steckte. „So glaubte der Schütz, daß das Thier von seinem Revier nicht wegkommen konnte, bis ers geschossen.“

In jedem Fall aber half der magische Kreis, so glaubte man. Die Vorgangsweise dabei war folgende. Man zog ihn mit Haselstecken, wobei die sonst beim Einlappen benutzten Tücher hier durch das Hemd einer Jungfrau ersetzt wurden, die zum ersten Male menstruierte. Angeblich sollte kein Hase aus diesem Kreis entweichen. Auch erübrigte sich jedes Gatter, wenn der Jäger eine Galgenkette, an der ein Dieb hing, an den Grenzen seines Reviers entlang schleppte. Freilich durfte dabei das religiöse Moment nicht fehlen: der Jäger mußte nämlich dabei drei Kreuze in die Richtung der Weltgegenden machen. Hier verschmelzen Glaube und Aberglaube vollkommen. Doch die Macht über das Wild wäre nur eine unvollkommene Kunst, wenn der Freischütz nicht auch Herr über sich selbst gewesen wäre. Die Gewalt über sich selbst bewies er dadurch, daß er niemals fehlte und daß er unverwundbar war.

Nur dann entfaltete sich die Persönlichkeit des Freischützen zu voller Blüte, wenn seine Treffkunst so sicher war, daß ihm seine Beute stets gewiß war. Es ging ihm nicht, wie dem Jäger unserer Zeit, ums Jagen, sondern um das Treffen.

Das bekannteste Mittel, sich Treffsicherheit zu verschaffen, war die Freikugel. Daß es beim Gießen der Freikugel vor allem auf die Zeit ankam, in der das geschah, besagt folgendes „Rezept“: „Man soll seine Kugeln gießen, wenn die Sonne in den Schützen getreten, welches im November geschieht. Oder auch, wenn der Mond den Schützen berührt, wenn nämlich im Kalender der Schütze drei Tage aufeinander steht.“

Das Tierkreiszeichen des Schützen hatte für die Freischützen magischen Zauber. Darum tun sie auch noch Weiteres: In der Mittagsstunde solcher Tage schnitten sie ein Modell dieses Tierkreisbildes und gossen darin Kugeln. Dann wußten sie, daß sie niemals damit fehlen würden...

Aber nicht nur Pulver und Blei, sondern auch das Gewehr konnten die Freischützen so zubereiten, daß es ständig traf. So ließen sie etwa eine Jungfrau über ihr Gewehr springen, wenn sie zur Jagd gingen, um es treffsicher zu machen. Manche Jäger sollen das heute noch praktizieren.

Auch um Pulver treffsicher zu machen, gab es probate Rezepte. Ein relativ einfaches Rezept dafür schreibt etwa folgendes vor:

„Wenn ein Jäger gewiß schießen will, so soll er das Blut von seiner rechten Hand pulverisieren und unter das Pulver mischen. Dies Kraft soll auch das Blut von jungen Wiederhopfen haben. Man nimmt von diesen einen Vierling unter 4 Pfund Schießpulver.“

Es gab aber auch kompliziertere Arten, treffsicheres Pulver herzustellen, wie etwa nach folgendem Rezept: „Suche eine Natter vor St. Georgi, haue ihr den Kopf ab, thue alsbald in beide Augen und Mund eine Erbse, grabe den Kopf unter eine Brücke, worüber man reitet und fährt. Lasse ihn 7 Wochen und 3 Tage darunter, so werden die Erbsen wachsen; diese stoße zu Pulver, so wirst Du gewiß keinen Schuß fehlen, wenn Du Deine Ladung vermischt hast.“

Wie man aus diesen Beispielen ersieht, arbeitete der Freischütz mit allen magischen Mitteln, die zu seiner Zeit bekannt waren.

So ist es auch zu erklären, daß in einem einzigen Rezept Elemente der Astrologie, des Bildzaubers und des Amulettglaubens untergebracht sind.

Groß mußte der Wunsch des Freischützen auch nach Unverwundbarkeit gewesen sein, wie man aus alten „Rezepten“ ersehen kann. So kam es nicht selten vor, daß sich der Freischütz eine Hostie in eine Wunde fügte und einwachsen ließ. Offenbar in der Hoffnung, daß die heilige Kraft des konsekrierten Gottesbrottes auf ihn übergehen werde. Wenn der Jäger auf einen derart „präparierten“ Wilderer schoß, so glaubte man, würde die Kugel nur eine Wacholderstaude treffen. Allerdings hatten diese Freischützen ein schweres Sterben. Von einem Gemsenjäger aus dem Bregenzer Wald erzählt man sich, daß dieser, als es ans Sterben ging, immer wieder auf seinen Handballen deutete, aber niemand verstand ihn. Erst ein Kapuziner fand die eingewachsene Hostie und löste sie aus seiner Hand. Damit war der Freischütz von seinen Qualen erlöst und konnte sterben.

Mittel, wie man sich „gfrorn“ – also unverwundbar – machen konnte, gab es natürlich viele, und sie waren auch sehr unterschiedlich. Sehr beliebt war das Amulett. Wer so z.B. einem Toten die Kugel, die ihn getroffen hatte, herauszog und sich anhängte, der war kugelfest. Es half aber auch, wenn man den Bezoar der Gemsen – also die unverdauten Äsungsrückstände im Pansen – nüchtern beim Messeläuten einnahm. Diese Wirkung ergab sich aus dem Übertragungsgesetz, denn die Gemsen, die solche „Gamskugeln“ in ihren Magen beherbergen, sollen unverwundbar sein, jedenfalls erst nach mehreren Kugeln fallen, wie man in der Schweiz glaubte. Auch der Jäger, der Brot aß, das in das eigene Blut eingetaucht war, hielt sich für schußfest.

Schußfest sollte der Jäger auch werden, wenn er dreimal das Vaterunser rückwärts betete. Das verkehrte Gebet war ein Zugeständnis an den Teufel, den „neidischen Nachbarn Gottes“.

Sehr begehrt waren die „Segenssprüche“, die auf Karl den Großen zurückgeführt wurden. Dabei unterschied man erzählende und befehlende Sprüche. Infolge der zunehmenden Überbewertung des Schriftlichen verdrängte das Schriftstück, das man als Amulett bei sich tragen konnte, und dessen Zauber demnach dann dauernd wirkte, bald ganz den mündlichen heruntergehaspelten Zauberspruch.

Der angebliche Erfinder der sogenannten „Passauer Kunst“, der passauische Henker Kaspar Neithardt, half dabei wesentlich mit, denn er verkaufte 1611 an Soldaten talergroße „Zeddel“, die mit Zeichen, Figuren oder mit dem Blut von Fledermäusen bemalt waren. Solche Zettel wurden sehr populär. So lautete der Text eines auf einen Zettel geschriebenen „Waid-spruchs“: „O Fest, du kommst vom Himmel gesund, dann wurdest du auf der Erde verwundet. Gib, daß es so sei, daß mich nicht treffe weder Pulver noch Blei!“

Ein solcher Spruch wurde in ein rotes Herz von Wolle eingenäht und in der Jagdtasche oder am Leibe getragen. Der Wilderer, der dieses Amulett trug, glaubte, daß dem Jäger das Gewehr versagen würde, wenn dieser auf ihn schießen wolle.

Auch gegen „vermoante“ – also besprochene – Gewehre wußte sich der Freischütz zu helfen. In Tirol galt als besonders wirksames Mittel dagegen folgendes: Der Jäger putzte das verzauberte Gewehr in der Silvesternacht mit reinem Wasser. Dann schnitt er in Schusterschwärze Knoblauch hinein, ließ das Gemisch einen Tag lang weichen und rieb daran Kugeln und Schrot so lange, bis sie grau waren. Diese Munition mußte in einer gut schließenden Büchse aufbewahrt werden, damit der Geruch nicht entweichen konnte. Schoß man mit ihnen, dann lag das Wild, es mochte getroffen sein wo immer.

Als sicheres Mittel gegen besprochene Gewehre galt auch, einen Salamander, einen Vogel oder einen Frosch durch den Lauf zu schießen oder ihn mit einer Mischung Eisenkraut, Essig und Aberraute, die man in der Johannisnacht nackt gesucht haben mußte, durchzuspülen. Damit das Gewehr nie versage und immer tödlich treffe, verwendeten die Kärntner Jäger den „Nagelzauber“. Dazu mußte natürlich ein besonderer Nagel benützt werden. Einen, der an einem Freitag zwischen Geisterstunde und Sonnenaufgang aus einem Sarg geholt werden mußte. Der Nagel wurde im Schaftrücken des Gewehres eingeschlagen.

Um in den Besitz der magischen Kräfte zu gelangen, mußte sich der Freischütz dem Teufel verschreiben. In der Oper „Freischütz“ beschwört der Jäger Kaspar den Gehilfen des Satans mit den Worten:

*„Schütze der im Dunkeln wacht,
Samiel, Samiel hab acht! -
Steh mir bei in dieser Nacht,
Bis der Zauber ist vollbracht!“*

Wen verwundert es bei dem eben Gesagten, daß die „Freischützen“ – diese Jünger der schwarzen Kunst – ihren Mitmenschen immer unheimlich waren. Nicht umsonst graust es auch Agathe in der Oper „Der Freischütz“ vor dem Umgang ihres Liebsten mit dem düsteren Kaspar...

Natürlich mußte der Teufel, der in den verschiedensten Gestalten auftauchte, auch erkannt werden. Die Tiroler Jäger wollen den Beelzebub daran identifiziert haben, daß er den Spielhahnstoß auf der linken und nicht, wie der christliche Jäger, auf der rechten Seite des Hutes trug.

Der Teufel soll es auch gewesen sein, der die Gamsen erschaffen und ihnen den Bart auf den Rücken gesetzt habe, um die Jäger zu halsbrecherischen Wagnissen zu veranlassen.

Auch die Frau spielt im Jägerleben, beflügelt durch den Aberglauben, schon von jeher eine große Rolle. So empfanden es die Jäger – vor allem im Mittelalter – als ein schlimmes Vorzeichen, wenn ihnen beim Weidgang eine alte Frau begegnete. Unschwer läßt sich dieses Vorurteil mit dem Hexenkult in der damaligen Zeit in Zusammenhang bringen. Die besonderen Vorgänge des Geschlechtslebens der Frau waren schon den Männern der Urzeit unheimlich und flößten, wie es Simone de Beauvoir formulierte, „den Männern einen mit Grauen vermischten Respekt ein, der sich in ihren Kulturen widerspiegelt.“

Doch war für die Freischützen und für die meisten Jäger der Kulturvölker nicht die Begegnung mit der Frau schlechthin ein übles Vorzeichen, sondern nur die mit einer alten, häßlichen oder rothaarigen. Wir kennen ja heute noch den Ausspruch „Hüte dich vor den Gezeichneten!“ – Dies, weil eben ihr Aussehen nicht dem Durchschnitt entspricht. Natürlich setzte der Jäger, dem eine alte zahnlose Greisin alle Aussichten auf einen erfolgreichen Jagdtag zu nehmen schien, sofort den Gegenzauber ein, wobei es am sichersten war, nach Hause zu gehen. Wollte der Jäger am gleichen Tag noch einmal zur Jagd ausziehen, mußte er in der Küche zum Rauchfang aufsehen, dann das Haus dreimal umschreiten und die Notdurft verrichten oder dreimal auf dem Fuß sich umdrehen und den Hut dreimal zwischen die Beine stecken.

Der Jäger von heute, so in ihm noch ein Quentchen jägdlicher Aberglaubens steckt, wechselt die Richtung oder ruft der alten Frau einen „Guten Morgen“ entgegen oder er macht drei Kreuze hinter ihrem Rücken...

Dem jungen hübschen Mädchen zu begegnen bedeutet dem Jäger jedoch Glück, besonders dann, wenn es ihm fröhlich „Weidmannsheil“ wünscht. Daher trachtet der mit jägdlichem Aberglauben behaftete Jäger, die Jungfrau zu berühren, läßt sie über den Lauf seines Gewehres springen oder auf seiner Büchse wie auf einem Steckenpferd reiten. Die Freischützen wollten sich jägdlichen Erfolg noch dadurch erzwingen, daß sie „etwas von dem primo menstruo oder ein Stücklein von dem Hemde, welches auf diese Art von einem Mädchen illuminieret“ war, mit sich führten.

Auch falsch gewählte Wörter können den Jagderfolg in Frage stellen. *Johann Wolfgang von Goethe* sagt: „Dergleichen Vordeutung durch ein unzeitig, ja unschicklich ausgesprochenes Wort stand bei den Alten schon im Ansehen.“

So darf man dem auf die Jagd ausziehenden Hubertusjünger auf keinen Fall „Viel Glück“ wünschen, denn dann ist das „Weidmannsheil“ berufen oder „vermoant“.

Jagd und Religion sind nicht nur in der Hubertuslegende miteinander verweben. So wurde der Überlieferung nach einmal ein Weidmann, der trotz aller Mahnungen seiner frommen Frau der Jagd zuliebe immer wieder der Kirche fernblieb, dadurch bestraft, daß der Kopf seines Kindes wie der eines Jagdhundes aussah.

Heute ist zwar das absolute Jagdverbot an Sonntagen aufgehoben, aber Reste davon sind erhalten geblieben. So darf etwa an einem Karfreitag nicht gejagt werden, da an diesem Tag Christus starb. Der Schutzpatron der Jäger, *St. Hubertus*, hatte an einem Karfreitag die Erscheinung des kreuztragenden Hirsches zur Mahnung, das Wild als Geschöpf Gottes nicht schonungslos zu verfolgen.

Weitere verpönte Jagdtage sind heute Allerheiligen, der Christtag, Ostern und Pfingsten. Man erzählt sich von Herzog Ernst von Schwaben, daß dieser auf einer Jagd am Pfingstmontag von einem Speer tödlich getroffen wurde, den ein Graf aus seinem Jagdfolge nach einem Hirsch warf, diesen verfehlte und den Herzog traf.

Silvester gilt vielerorts als Jagdtag, wogegen bezüglich des Jagens am Neujahrstag zwei Meinungen bestehen. Die eine besagt, daß man mit dem, was man gerne tut, also dem Jagen, das Jahr beginnen solle. Die andere aber vertritt die abergläubische Meinung, daß man am Neujahrstag deshalb nicht jagen solle, weil man im Falle einer Fehl jagd das ganze Jahr über Pech haben werde. Beide Tage – Silvester und der Neujahrstag – fallen übri-

gens in die Zeit der 12 Rauh Nächte zwischen Weihnachten und Heiligendreikönig. Im Glauben unserer Vorfahren waren die Rauh Nächte vom Treiben der Dämonen belebt. Sie blieben bis in die Gegenwart herein voll mythischer und mystischer Ahnungen, wie dies viele noch heute lebendige Volksbräuche beweisen. So sollen etwa die Hausfrauen in der Zeit der Rauh Nächte im Freien keine Wäsche aufhängen, da die Wäsche sonst von den Hunden des Wilden Jägers zerrissen würde.

Eine Legende besagt, daß *Odysseus*, als er den Hades besuchte, dort Orion, den Wilden Jäger, als Schatten das Wild vor sich hertreiben sah, das er einst auf Erden gejagt hatte.

Anscheinend verlangt der Aberglaube eine ungewöhnliche Bestrafung des knechtisch der Jagdleidenschaft verfallenen Jägers.

Das ist auch der moralische Inhalt der Sage vom „Wilden Jäger“, die besagt, daß er nur durch sein übermäßiges Jagen zur ewigen Unruhe im Fegefeuer verdammt wurde. Mit dem „Wilden Jäger“ verbindet man meist den Namen *Hans von Hackelberg*, der in den Rauh Nächten als feuriger und lärmender Sturmriese das „Wilde Heer“ der verstorbenen Jäger und ein höllisches Gesindel von Zauberern und Hexen in den Verwandlungsmasken von Wölfen, Katzen und Füchsen durch die Jagdgründe der Luft anführt. Wer sich mit dem wütenden Heer einläßt, dem ergeht es schlecht. Deshalb ist es ratsam, wenn die wilde Jagd vorüberbraust, sich auf die Erde zu werfen, oder sich auf ein weißes Tuch zu stellen, oder um sich einen Kreis zu ziehen oder den Kopf in ein Wagenrad zu stecken. Nur dann sei man vor den Umtrieben der wilden Jagd sicher.

Vom Aberglauben der mittelalterlichen Jäger ist heute nicht mehr viel übriggeblieben. Doch wenn auch aus der Gedankenwelt des modernen, aufgeklärten Jägers Bräuche, etwa das Kugelfestmachen durch den Genuß von Steinwild- oder Gamskugeln, das Wildbannen oder etwa die Rezepte, welche Anweisungen enthielten, wie man alle üblen Jägerkrankheiten zum Schwinden bringen könnte, verschwunden sind, werden doch so manche überlieferte Kuriosa auch heute noch von manchem Jäger geübt. So kenne ich Weidmänner, die den Gang ins Revier unterlassen, wenn sie umkehren müßten, um vergessene Jagdutensilien zu holen, und manche werden mit Gewißheit auf alle Fälle daheimbleiben, wenn ihnen morgens der Schnürriemen, namentlich der des linken Jagdschuhes, reißt. Auch gehen viele Jäger heute noch mit nur sieben Kugelpatronen auf die Pirsch. Der Ursprung dieses Brauches liegt in der magischen Zahl sieben, zu der alte zahlensymbolische Bezüge bestehen. Schon bei den Ägyptern, den Babyloniern, den Persern, den Griechen und den Hebräern war die Zahl „sieben“ eine symbolische Zahl. Denken wir nur an die sieben Weltwunder, die sie-

ben Tore Thebens und die sieben Weisen. Aber auch als heilige Zahl fand die Zahl sieben Eingang in die christliche Zahlensymbolik. Wir kennen die sieben Worte Christi am Kreuz, die sieben Sakramente, die sieben Schmerzen Marias, die sieben Todsünden, die sieben Gaben des Heiligen Geistes, die sieben Schöpfungstage usw. Auch im Märchen wurde die Zahl „sieben“ von Bedeutung wie etwa in „Schneewittchen und die sieben Zwerge“, „Die sieben Raben“ und die „Sieben auf einen Streich“ im tapferen Schneiderlein.

So blieb die Zahl „sieben“ auch dem jagdlichen Brauchtum nicht vorenthalten, und das Mitnehmen von sieben Patronen auf die Jagd gilt als Glückssymbol.

Wie man sieht, sind viele Jägerbräuche uralte und geheimnisumwitterte, und vielen Jägern ist die ursprüngliche Bedeutung eines jagdlichen Brauches oft gar nicht mehr bekannt.

Was sich der heutige Jäger an Aberglaube, Magie und Religion im jagdlichen Brauchtum noch bewahrt hat, ist ein Relikt aus Faktoren, die entweder sehr realen Notwendigkeiten des Zusammenlebens entspringen, oft auf alte Jenseitsvorstellungen zurückgehen und nicht selten Reste alter, zauberischer Kulthandlungen beinhalten. Es ist Erinnerung, aber nicht lebendige Wirklichkeit. Der Jäger ist aber dennoch bemüht, den verbliebenen Rest weiterzupflegen, um ihn zu erhalten.

Anmerkungen

- 1 Vgl. *Beurmann* 1961, 14: nennt das Mittelalter als Blütezeit des Aberglaubens.
- 2 *Beurmann* 1961, 97. Die Araber nennen die Affen „die Kinder des Bösen..., ... die halb menschliche, halb teuflische Züge trügen“. Oder: „Die Eskimos scheuen sich, Raben, Hunde und Vielfraß zu töten, weil in ihnen böse Geister verkörpert sein könnten.“ 131: „Denn ein böser Geist ist die Eule“.
- 3 *Beurmann* 1961, 108. In diesem Beitrag wird der Hirsch als „Erbfeind der Schlangen“ zitiert. „Wenn sich der Jäger im Walde zur Ruhe begibt, legt er sich eine Hirschdecke unter, dann braucht er keine Furcht vor dem lästigen Besuch der Schlangen zu haben.“ Oder: „Es genügt auch, Hirschstangen ins Feuer zu werfen.“ Siehe auch Nemeč, „Tier und Jagd in der Volkskunst“ (1974) 51: „Der Hirsch ist Herrscher und Schlangensieger, Lebens- und Todesgott und in der Hirschjagd der sterbende Gott.“
- 4 *Wagner* 1959, 99. Entsprechend ausführlich und detailliert sind die Ausführungen zum Abschnitt „Rechts und links“. Die „schöne“ rechte Hand und die unheilabwehrende Linke (101).
- 5 *Beurmann* 1961, 88. *Bechstein, Johann Mathäus* (1806) schreibt in seinem „Vollständigen Handbuch der Jagdwissenschaft“: „Die Eckzähne sind aus Aberglaube ein Amulett geworden“, und *Schulenburg* schrieb 1882: „Man trägt Hirschhaken (Gran-

- deln) als Amulette, um sich vor Schlangenbissen und anderen Übeln zu schützen.“
- 6 *Wagner* 1959, 71. „Der belaubte Zweig spielt schon im Volksglauben der Germanen und auch anderer Völker als unheilabwehrendes Mittel eine große Rolle.“
- 7 Vgl. *Beurmann* 1961, 149: „Die Künste der Freischützen“. Hier sei auch auf Heppa verwiesen, der in seinem „Lehrprinzip“ in einem weiten Rahmen die Künste der Freischützen dargelegt hat.

Literaturverzeichnis

- BEURMANN, Arno (1961): *Der Aberglaube der Jäger*, Hamburg und Berlin
- DREECKEN, Inge (1983): *Die schönsten Jagdsagen*, München
- DROSDOWSKY, Günther (1975): *Duden Etymologie*, Mannheim/Wien/Zürich
- HAUSER, Dr. O. (1921): *Leben und Treiben zur Urzeit*, Berlin
- HOFFMANN, E. (1930/31): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Berlin und Leipzig
- KLUGE, Friedrich (1975): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin
- KREUZER, Franz (1985): *Tiergötter – Götzentiere*, Wien
- KRUSE, Max (1937): *Chronik der deutschen Jagd*, Eberhausen bei München
- NEMEC, Helmut (1974): *Tier und Jagd in der Volkskunst*, Wien und München
- SKOWRONNEK, Fritz (1901): *Die Jagd, Bielefeld und Leipzig*
- WAGNER, Hans (1959): *Jägerbrauch*, Wien
- WERNER, C. (1857): *Jägerbrevier*, Dresden

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1995

Band/Volume: [1995](#)

Autor(en)/Author(s): Nussbaumer Johann

Artikel/Article: [Aberglaube, Magie und Religion in der Jagd 65-76](#)